

„Pflegerinnen und Pflegehelden?“

Migrantinnen in der häuslichen Pflege und Betreuung in Deutschland¹

Judith von Plato

Prolog – Die Klingel

Ich liege. Endlich liege ich. Es überkommt mich dieses wohlige Gefühl von Zufriedenheit und Erleichterung, endlich im Bett zu sein. Unter einer wunderbar weichen Decke, in deren Tiefen ich mühelos verschwinde. Ich spüre, wie sich die Wärme meines Körpers langsam unter ihr ausbreitet, knipse das Licht aus und schwinde. Schwinde dahin.

Und dann höre ich es. Es kratzt aus der Ferne an meinem Bewusstsein und durchdringt nach und nach jede Faser meines Körpers. Er weiß und handelt. Das Geräusch wird lauter. Meine Hand schlägt die Decke weg. Die Kälte. Das Gewicht auf meinen Füßen. Das Geräusch wird dringlicher. Ich tapere durch das Zimmer – das Geräusch ist überall. Was ich höre, ist die Klingel, ein für Senioren im häuslichen Bereich konzipiertes Pflegeruf-Set, das mit einer „angenehmen Ruftonmelodie“ beworben wird, die eigens von „einem Musiker komponiert“ wurde, um Pflegende nicht durch „laute, Stress auslösende Alarm-Töne“ zu erschrecken.

Ich verfluche den Musiker. Die heuchlerische Fröhlichkeit der „Ruftonmelodie“ kann das Alarmierende, das in ihr mitschwingt, die direkte Aufforderung, die sie herausschreit, die Last der Verantwortung und die Verzweiflung auf der anderen Seite der Klingel nicht übertünchen. Es ist eine dumpfe Verzweiflung, die mit der Melodie in den Raum sickert. Ich sehe meine Großmutter vor mir, wie sie im Bett liegt und stöhnend, nach Luft schnappend auf den Knopf der Klingel drückt. Einmal und dann wieder und wieder, wenn nicht unmittelbar Schritte folgen. Ich sehe, wie mit jedem Klingeln ihre Verzweiflung wächst, ihre Angst, es könnte niemand da sein. Das Bewusstsein, ihrem Körper ausgeliefert zu sein, wird in diesem Moment zu ihrer einzigen Wahrheit und die Dringlichkeit bekommt etwas Absolutes. Jegliche körperliche Schmach müsste sie wesentlich und doch handlungsunfähig ertragen. Das Gefühl der Machtlosigkeit wird zu Panik. Und so klingelt Ruth weiter, diese intelligente, belebte Frau, erfahrene Psychiaterin, Mutter von vier Kindern und selbst einst Pflegende ihrer eigenen Großmutter, Mutter und Schwiegermutter. Sie klingelt, bis sie endlich die erlösenden Schritte hört. Sobald die Klingel endlich ihren gewünschten Effekt zeigt, strahlt meine Großmutter eine derart tiefe Erleichterung und Dankbarkeit aus, dass sie den breitlächelnden 30 Jahre jüngeren Rentner_innen-Models auf den Werbefotos der Pflegeruf-Sets ernsthafte Konkurrenz macht. Manchmal zumindest.

Von Zeit zu Zeit aber sitzt sie auch nur erwartungsvoll, geradezu ungeduldig auf ihrem elektrischen Ohrensessel, dem „Thron“, wie er von der Familie halb ironisch,

1 Der Beitrag ist die überarbeitete Fassung einer Abschlussarbeit (Plato 2020).

halb ehrfürchtig genannt wird. Dann sitzt sie dort und bittet freundlich, aber bestimmt um ihren Assam-Tee mit zwei Süßstoffpastillen und einem Schluck fettarmer Milch oder um die Zeitung – „nein, nicht die HAZ, die Süddeutsche“. Die Verlockung der Klingel ist groß: Irgendjemand ist immer nur einen Knopfdruck entfernt. Die Hemmschwelle zu klingeln, sinkt zusätzlich, wenn dieser jemand kein leicht genervtes Familienmitglied ist, sondern die Pflegekraft, die man doch genau dafür bezahlt – in diesem Fall Agnes.² Das Klingeln erhält damit seine volle Legitimation und auch Ruth, Jahrgang 1929 aus gutbürgerlichem Hause, scheint sich erstaunlich wohl mit der Idee zu fühlen, über abrufbares Personal zu verfügen. Für sie ist es kein negativ konnotiertes Zeichen ihrer Privilegien – im Gegenteil: Es werde ihrem Status eher gerecht. Auch dass das Personal aus Polen kommt, ist schon längst Normalität: Seit 25 Jahren kümmert sich Iwona um den Haushalt. Das hohe Maß an Agnes' Geduld liegt laut der Agentur, die sie an unsere Familie vermittelte, an der „speziellen Mentalität der Osteuropäerinnen“ und ihrer „polnischen Freundlichkeit“³. Die gezielte Nutzung von Stereotypen wird zum wirksamen Marketing. Agnes sei aufgrund ihrer Herkunft und ihres Geschlechts für die Sorgearbeit geradezu prädestiniert. Das ökonomische Ungleichgewicht zwischen Deutschland und Polen wird dabei außer Acht gelassen ebenso wie die emotionalen und physischen Anstrengungen der Arbeit. Die Klingel kann jederzeit ertönen und Agnes muss reagieren – mal in der Rolle der Hausbediensteten, mal als Retterin vor der Unberechenbarkeit des Körpers. Aber immer zur selben Melodie.

Und auch jetzt tönt sie weiter. Ich erreiche den Flur und blinzele Agnes entgegen, die genau aussieht, wie ich mich fühle: verschlafen und desorientiert. Ich mache einen Satz zur Empfangsstation, drücke den Knopf und die Melodie verstummt. Welch eine Erlösung. Ich gebe einen undefinierbaren Laut von mir. Agnes lacht; sie weiß um meinen Abscheu gegen das Gerät. Es amüsiert sie. Sie empfindet die Melodie zwar auch alles andere als erfreulich, doch ist sie der Klingel insgesamt wohlwollender gegenüber eingestellt. Sie sieht in ihr nicht allein eine Verhöhnung ihres 40-Wochenstunden-Vertrages, sondern auch eine enorme Entlastung im Arbeitsalltag. Agnes muss nicht durchgängig mit halbem Ohr bei „Frau Ruth“ sein. Die Klingel mindert den psychischen Druck und die Sorge, etwas zu überhören, und bedeutet zudem einen Zugewinn an Mobilität. In ihr verschränken sich Mobilität und Immobilität der Pflegenden und Pflegebedürftigen. Physische und geistige Mobilität werden erhöht und gleichzeitig klar begrenzt. Während Agnes im Haus mobil ist, kann sie meine Großmutter in Form des tragbaren Empfängers an die Hose knipsen und ist so immer bei ihr. Die Klingel wird zur Reifikation der Bindung der beiden Personen aneinander. Ihre Bindung ist zwar beidseitig, doch vollkommen ungleich. Die Konstruktion als einseitiges Rufsystem statt beidseitiger Kommunikationstechnologie ist Ausdruck dieser ungleichen Beziehung. Doch die Klingel ist in sich ambivalent: Neben der Macht der Seniorin reproduziert und stabilisiert sie zugleich ihre Abhängigkeit von der (im-)mobilen Person mit Sendeempfänger. Als Vorbote des Todes löst die eigene Abhängigkeit Angst aus – insbesondere in einer Gesellschaft, in der Abhängigkeit mit Schwäche, Inkompetenz und Scheitern verknüpft wird. Der Knopf wird somit zum schamvollen Indiz für den Verlust von Kompetenz und Mündigkeit, den es zu verbergen gilt.

2 Um die Anonymität der Personen zu wahren, handelt es sich bei allen Namen um Pseudonyme.

3 Aus Gründen der Anonymität werden hier keine Quellenangaben gemacht.